

tagskrimi. Grafs *Polizeiruf 110: Cassandras Warnung* (2011) und sein Tatort: *Aus der Tiefe der Zeit* (2013) sorgten für großen Unmut bei der Mehrheit der TV-Zuschauer, die der komplexen Erzählweise und der kinetischen Ästhetik nicht folgen mochten. Doch gerade im Falle von *Cassandras Warnung* feierten sowohl Feuilletons als auch die deutsche Film-Blogosphäre die Demonstration der künstlerischen Möglichkeiten, die der deutsche Film im Fernsehen hat bzw. haben könnte.

Viele Wege, teils schon beschrifteten, teils noch unerforscht, ging der deutsche Film in den 2000er Jahren. An dieser Stelle

erwähnt seien noch solche Exzentriker wie Oskar Roehler mit seinen derb-erotischen grotesken Melodramen, oder Uwe Boll, der Meister des umstrittenen Trashfilms, oder die zaghaften Versuche, den Horrorthriller in Deutschland (wieder) zu etablieren oder solche Unikate wie Franka Potentes bislang einzige Regiearbeit, dem Neo-Stummfilm *Der die Tollkirsche ausgräbt*. Es gibt nicht nur die Weggabelung »Til Schweiger«/»Schweigende Berliner« (auch wenn ersterer sich das offenbar wünscht). Viele weitere Wege stehen offen. Man muss nur bereit sein, sie zu beschreiten – Filmemacher und Publikum.



David Leuenberger

hat Osteuropäische Geschichte, Neuere Geschichte und Politikwissenschaft in Jena studiert. Er schreibt beim interkulturellen Magazin *unique* und beim Filmmagazin *Das Manifest* und ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Ostblicke*.

david.leuenberger@web.de

Michael Wendt

Weg in die »Postwachstumsgesellschaft«?

Wenn es zwischen vier verschiedenen, auch in den Fragestellungen unterschiedlichen Büchern einen gemeinsamen Faden gibt, dann ist es im hier behandelten Fall die explizite wie implizite Auseinandersetzung mit einer gescheiterten Prognose von John Maynard Keynes: seiner Vision von einer »Postwachstumsgesellschaft«, wie wir heute sagen würden. Diese ist durch kürzere Arbeitszeiten, weitgehend gesättigte Konsumbedürfnisse und das allmähliche Verschwinden des kapitalistischen »Rentiers«, also des reinen Geldkapitalisten, gekennzeichnet.

Für Robert und Edward Skidelsky steht die Auseinandersetzung mit diesem Irrtum von Keynes gleich am Beginn ihres Buches *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*. Hier versuchen sie, Keynes' Vision

von der Möglichkeit eines guten Lebens im Rahmen einer kapitalistischen Entwicklung wieder aufzunehmen und zu erklären woran es lag, dass er mit dieser Prognose irrte und was getan werden muss, um in den nächsten Jahren ihr wieder näher zu kommen. Robert Skidelsky, einer der weltweit renommiertesten keynesianischen Ökonomen und Verfasser der Standardbiografie von J.M. Keynes und sein Sohn Edward, Inhaber eines Philosophie-Lehrstuhls an der Universität Exeter, greifen die Überlegungen wieder auf, die Keynes in den 40er Jahren entwickelt hatte. Jene werden von bestimmten Keynesianern als Theorie einer stagnierenden kapitalistischen Entwicklung gelesen. Entgegen der herrschenden Keynes-Interpretation im Rahmen der sogenannten neoklassischen Synthese, so wie wir sie in den 50er Jahren

und danach in Deutschland wahrgenommen hatten, war Keynes kein Verfechter einer Wachstumsökonomie. Vielmehr sah er sehr klar, dass sich in der langen Frist die stagnativen Tendenzen der entwickelten kapitalistischen Gesellschaften durchsetzen würden. Die Skidelskys folgen dieser Sicht trotz ihres interessanten Rückblicks auf einen Ausschnitt der nationalökonomischen Theoriegeschichte

*Vision der
Ermöglichung
eines guten
Lebens*

te nicht ökonomietheoretisch, sondern handlungstheoretisch. Sie stellen nämlich die Frage, was ein »gutes Leben« ausmacht und wie wir dazu kommen, unsere Entscheidungen für ein gutes Leben so umzusetzen, dass wir zu einer politischen Steuerung einer kapitalistischen Ökonomie kommen. Es geht in diesem Buch daher weniger um eine Analyse der gegenwärtigen Ökonomie und ihrer tiefen Krise als um die Zurückgewinnung der Fähigkeit, politische Alternativen zur gegenwärtigen Steuerung der Ökonomie über das Wachstum rein ökonomischer Größen wieder entwickeln zu können. In dieser Konzeption kommt der Politik der radikalen Verkürzung der Arbeitszeit und einer bewussten, also nicht verordneten Beschränkung von Konsumbedürfnissen eine wichtige Rolle zu. Es geht hier nicht um die Frage, ob wir mehr oder weniger Wachstum des Sozialprodukts brauchen, sondern um die Frage, wie die Zielsetzungen der kapitalistischen Ökonomie von der Fixierung auf rein monetäre Ziele zu der Vision der Ermöglichung eines guten Lebens überwunden werden können.

Für diese politische Handlungstheorie versucht Michael Sandel mit *Gerechtigkeit. Wie wir das Richtige tun* eine philosophisch begründete Theorie bereit zu stellen. Dabei setzt er sich von den nach wie vor politisch bestimmenden Handlungstheorien des ökonomischen Utilitarismus in der Tradition von Adam Smith und Jeremy Bentham, in der menschliches Han-

deln als Versuch der Maximierung des ökonomischen Nutzens verstanden wird, ebenso kritisch ab wie von der noch radikaleren Variante des libertären Liberalismus, die in den USA, formuliert durch F.A. von Hayek und Ayn Rand, eine wichtigere Rolle als in Europa spielt. Sandel lehrt in Harvard Philosophie und bezieht sich daher in erster Linie auf die dort herrschenden philosophischen Sichtweisen. Er selbst entwickelt in seiner Kritik am Utilitarismus und an der libertären Philosophie, gestützt auf Immanuel Kant und den amerikanischen Philosophen John Rawls, eine eigene Theorie der Gerechtigkeit, die aus der Verbindung und gegenseitigen Abwägung der Werte von Freiheit, Gleichheit und Solidarität besteht. Dabei gewinnt er den Wert der Solidarität nicht wie in der Ideengeschichte der europäischen Arbeiterbewegung aus dem Ziel der Aufhebung der Konkurrenz unter den Besitzern von bloßer Arbeitskraft um darüber zu einer Gegenmacht zum Kapital zu kommen. Vielmehr liegt sein Fokus auf der Anerkennung des Gemeinwesens, in dem Menschen miteinander leben und den daraus erwachsenden Bindungen und Verpflichtungen zur Loyalität. Damit entwickelt Sandel eine auf gesellschaftliche Gerechtigkeit zielende Begründung einer politischen Handlungstheorie, die mit einer auf den Grundwerten von Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität basierenden Handlungstheorie des demokratischen Sozialismus in den Grundzügen übereinstimmt, ohne mit deren Entstehungsgeschichte aus den Kämpfen der europäischen Arbeiterbewegung um politische und soziale Anerkennung unmittelbar übereinzustimmen. Sandel unterscheidet dabei zwischen »natürlichen Pflichten« wie der wechselseitigen Anerkennung der Menschen als freie und rechtlich gleiche Personen und »freiwilligen Verpflichtungen«, die aus »Übereinkunft« entstehen. Gerechtigkeit und Solidarität entstehen in diesen Zusammenhängen sowohl aus den natürlichen Pflichten der

Anerkennung wie aus einer politischen Übereinkunft der Individuen innerhalb eines Gemeinwesens. Mit dieser Formulierung einer Handlungstheorie, die auf Gerechtigkeit und Solidarität zielt, vermeidet Sandel die wissenschaftlich fragwürdige Vermengung von gesellschaftlicher Struktur und politischen Handlungen, wie wir sie im historischen Materialismus kennen gelernt hatten.

Auch John Lanchesters *Warum jeder jedem etwas schuldet und keiner jemals etwas zurückzahlt*. bezieht sich in seiner kritischen Analyse der relativen Verselbstständigung der Prozesse auf den Finanzmärkten von den Prozessen der Produktion von Gütern und Dienstleistungen auf die nicht eingetretene Vision, die Keynes in seinen Essay von 1930 über die *Ökonomischen Chancen unserer Enkel* skizziert hatte. Er beschreibt sehr genau, wie in den USA und vermittelt über die bestimmende Rolle sowohl des US- als auch des Londoner Finanzmarktes auch in den meisten europäischen Gesellschaften die Akteure nach der Finanzmarktkrise und dem Platzen der spekulativen Blase auf den Boden einer stagnierenden realwirtschaftlichen Ökonomie zurückgeholt worden sind. Ausgangspunkt der Krise war der Immobiliensektor, massiv verstärkt durch die verbreitete Verwendung von sogenannten Finanzderivaten, die jeden Zusammenhang zu den unterliegenden »realwirtschaftlichen« Prozessen ausgelöscht hatten.

Diese Prozesse sind nach 2007 in vielen Büchern beschrieben worden. Die Stärken von Lanchesters Werk bestehen darin, dass er einmal die Geldschöpfung über den Weg der Kreditvergabe durch die Geschäftsbanken, also die Schöpfung von Buchgeld, und die dazu komplementäre Geldschöpfung der Zentralbanken genau zu beschreiben versucht und damit Zusammenhänge erhellt, die sowohl in der konventionellen neoklassischen Wirtschaftstheorie wie in der neomarxistischen Kapitalismuskritik nicht erkannt werden, weil diese Theorien

in der Frage der Geldschöpfung durch die Banken eine systematische Leerstelle haben. In einzelnen Aspekten kann seine Skizze dieser Geldschöpfung kritisch gesehen werden, weil er hier die Möglichkeiten der Geschäftsbanken tendenziell unterschätzt. Insgesamt aber kommt dem trotz der schwierigen Materie sehr verständlich geschriebenen Band das Verdienst zu, die komplizierten und nicht transparenten Prozesse auf den Finanzmärkten ein Stück weit zu entdämonisieren. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass es möglich wird, die Finanzmärkte wieder politisch zu regulieren, indem die Furcht vor und die Ohnmacht gegenüber den Finanzmärkten aufgelöst werden.

Ralf Fücks' *Intelligent wachsen. Die grüne Revolution* fällt gegenüber den anderen drei Büchern in seiner theoretischen Substanz zurück. Das liegt einmal daran, dass sich Fücks explizit mit Fragen des Wirtschaftswachstums auseinandersetzt, aber das der Messung des Bruttoinlandsprodukts zugrundeliegende System der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen (VGR) und damit die Konventionen der Berechnung des Wirtschaftswachstums ihm nicht vertraut sind. Das führt dazu, dass sich Fücks einerseits wachstumskritisch zeigt, aber andererseits weiß, dass sein Konzept einer »grünen industriellen Revolution« und der Ingangsetzung eines »grünen Kondratjew-Zyklus'« faktisch zu einem neuen Schub des Wirtschaftswachstums führen wird, weil im System der VGR grundsätzlich ökonomische Prozesse gemessen werden, wenn sie eine monetäre Form annehmen. Diese monetären Größen können aber nicht mit Naturverbrauch und -zerstörung in einem linearen Zusammenhang gesehen werden. Auch eine nachhaltige Energiewirtschaft und eine ökologische Landwirtschaft werden in monetären Größen gemessen und sind insofern positive Beiträge zum Inlandsprodukt. Fücks ahnt das auch und weist deshalb darauf hin, dass »Nullwachstum« eine

»Sackgasse« sein muss. Im Kern formuliert er das Programm eines ambitionierten ökologisch reflektierten und durch massive politische Regulierungen gekennzeichneten Wachstumsprogramms, das eine harte Kontrolle der Finanzmärkte und die Durchsetzung einer »gemischten Ökonomie« zur Voraussetzung hat, damit es zu einer gesellschaftlich sinnvollen Steuerung von Kapital überhaupt kommen kann. Fücks plädiert für eine »fundamentale Veränderung der herrschenden Produktionsweise, inklusive Landwirtschaft, Energie, Verkehr oder Städtebau«, er weiß zugleich, dass die Mehrheit der Europäer nicht im materiellen Wohlstand lebt und daher von einer »Übersättigung« der Bedürfnisse keine Rede sein kann. Fücks will, dass es zu einer »Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Naturverbrauch« durch eine »effizientere Nutzung« der Ressourcen kommt, aber dieser enge Zusammenhang wird nur behauptet und nicht belegt. Faktisch zielt Fücks auf eine »postkapitalistische« Ökonomie, die politisch gesteuert wird und in der es den handelnden Personen um die Durchsetzung der Vision eines »guten Lebens« geht. Das verbindet seine Argumentation mit der Zielsetzung der anderen hier besprochenen Autoren. Fücks kann sich diese postkapitalistische Gesellschaft aber nur als eine Art geläuterten »Ökokapitalismus« vorstellen. Er setzt

darauf, dass sich der Kapitalismus wieder als »lernendes System« erweist und es zu einer Selbstkorrektur des Wirtschaftssystems kommt, wenn der richtige politische Ordnungsrahmen gesetzt wird und Preise die »ökologische Wahrheit« sagen. Theoretisch ist Fücks noch nicht bei Keynes und dessen Verständnis von Geld, Investitionen und Einkommen, sondern noch im Modell des deutschen Ordoliberalismus, wie es mit Ludwig Erhard zum Teil verklärt und mystifiziert dargestellt wird. Es wäre eine eigene Untersuchung wert herauszufinden, warum gerade ehemalige Anhänger des Marxismus wie Ralf Fücks ausgerechnet in Erhard und dem deutschen Ordoliberalismus ein positives Referenzmodell für ihre Vision von einer postkapitalistischen Ökonomie finden.

Robert und Edward Skidelsky: Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. Kunstmann, München 2013, 318 S., 19,90 €. – *Michael Sandel: Gerechtigkeit. Wie wir das Richtige tun. Ullstein, Berlin 2013, 416 S., 21, 99 €.* – *John Lanchester: Warum jeder jedem etwas schuldet und keiner jemals etwas zurückzahlt. Die bizarre Geschichte der Finanzen. Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 302 S., 19,95 €.* – *Ralf Fücks: Intelligent wachsen. Die grüne Revolution. Hanser, München 2013, 362 S., 22,90 €.*



Michael Wendl

ist Soziologe und arbeitet für die Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft ver.di. Er ist zudem Mitherausgeber der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift *Sozialismus*. Bei VSA erschien zuletzt: *Machttheorie oder Werttheorie? Die Wiederkehr eines einfachen Marxismus*. michael.wendl@t-online.de